Manfred Poser

Außer sich

Extreme Erfahrungen in Sport und Alltag

ziel

Hochschulschriften

Manfred Poser

Außer sich

Extreme Erfahrungen in Sport und Alltag

ZIEL–Zentrum für interdisziplinäres erfahrungsorientiertes Lernen GmbH
Augsburg 2005

für Leopold Himmelsbach
† 12.12.1999

— ❋ —

Wichtiger Hinweis des Verlages: Der Verlag hat sich bemüht, die Copyright-Inhaber aller verwendeten Zitate, Texte, Bilder, Abbildungen und Illustrationen zu ermitteln. Leider gelang dies nicht in allen Fällen. Sollten wir jemanden übergangen haben, so bitten wir die Copyright-Inhaber, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Inhalt und Form des vorliegenden Bandes liegen in der Verantwortung der Autoren.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

ISBN 3-937210-49-0

Verlag ZIEL – Zentrum für interdisziplinäres erfahrungsorientiertes Lernen GmbH, Neuburger Straße 77, 86167 Augsburg

1. Auflage 2005

Layout Natalie Blei, alex media, Gierstorfer, Ferstl & Reichert GbR Zeuggasse 7, 86150 Augsburg

Druck und buchbinderische Verarbeitung Kessler Verlagsdruckerei Michael-Schäffer-Straße 1 86399 Bobingen

© Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie oder einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung von ZIEL reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Titelbild: Madge Donahue, The Valley of the Shadow of Death; Skotografie, um 1925, (College for Psychic Studies, London)
Hinterer Umschlag: Wie der Astralkörper in den physischen Körper zurückkehrt. Illustration von W. G. Wells aus Muldoon/Carrington: Die Aussendung des Astralkörpers
Für die Illustrationen des Bandes bedanke ich mich bei Andreas Fischer, Fotohistoriker, Freiburg i. Br.

Inhalt

Der Stadtplan **4**

I. Halluzinierende Wesen **5**

II. Bilder aus der Innenwelt **10**
Das Alleinsein – Die Einsamkeit des Mitteleuropäers – Selbstverwirklichung in der Natur – Halluzinationen in der Einsamkeit – Halluzinationen auf dem Meer – Schiffbrüchige – Halluzinationen unter der Erde – Halluzinationen auf den Bergen – Faktoren für Halluzinationen – Halluzinieren – eine Veranlagung? – Warum halluziniert der Mensch?

III. Außer sich sein **35**
Die außerkörperliche Erfahrung – Das Koordinatensystem löst sich auf – Die Schuhe auf dem Dach – Das Körperschema – Dissoziation – Runner's High – Weggetreten – Trance – Hypnose – Konzentration – Der Film – Die Droge

IV. Die Schlafwandler oder magische Momente im Sport **54**
„Stay in sync" – Der Ruck – Der Moment des Übergangs – Duende: magische Momente – Das Fließen – Läufer, Fahrer, Tänzer fließen dahin – Fließen und Zen – Ich stand richtig – Intuition – Schönheit – Das Glück – Die Gunst des Augenblicks – Das Glück des Tüchtigen

V. Ins Bodenlose stürzen **79**
Der Absturz – Die „Trunkenheit" des Fallenden – Flugzeugabsturz – Stürze der Alpinisten – Gesteigerte Gedankentätigkeit – Verändertes Zeitempfinden – Gedächtnisverlust – Körperlos

VI. Informationen von draußen **92**
Das Nah-Todes-Erlebnis. – Eine „psychologisch nützliche" Fantasie? – Der Panorama-Lebensrückblick – Höllenberichte – Klaustrophobie – Katatonie – Koma – Schmetterling und Taucherglocke – Scheintot! – Labyrinth der Vergangenheit

VII. Das Entschwinden **113**
Etwas riss ihn zurück – Der Tod – Die Verarbeitung – Leben nach dem Tod

Der Stadtplan

Als ich mein Manuskript nach langer Zeit wieder durchlas, träumte mir in der folgenden Nacht undeutlich und in quälenden Variationen von einer Stadt in der Wüste, zum Teil blau, einer Art Filmstadt, schnell entstanden zu hohen Kosten. Ich dachte darüber nach und begriff die Metapher. Wenn wir uns an die Lektüre machen, betreten wir eine Stadt jenseits von allem, auf einem Salzsee womöglich, umgeben von nicht viel. Wir dringen in diese Stadt vor, die nicht real existiert und erst durch das Öffnen und Studieren ihres Plans entsteht. Durch Landkarten und Stadtpläne stellt der Mensch den Zusammenhang zwischen Innen- und Außenwelt, zwischen dem Ich und der Welt dar. Die Stadt entsteht beim Lesen. Ich hätte alle Einzelteile auch anders anordnen können, da ohnehin viele Phänomene einander berühren und miteinander zusammenhängen. Und da jeder sein eigenes Buch liest, erfährt jeder seine eigene Stadt der Grenzerfahrungen. Das fiktive Textgebäude ist wie eine unsichtbare Stadt. Sie beginnt mit einem Ortsschild, etwa „Willoughby", und dann öffnet sich die erste Straße, die der Halluzinationen. Es öffnet sich ein Fenster und jemand erzählt eine Geschichte; und schickt einen weiter. Alles in dieser Stadt ist draußen und doch drinnen; „außer sich" ist Programm. Robert Musil hat im „Mann ohne Eigenschaften" geschrieben, wer außer sich sei, von dem könne man sagen, dass er so recht eigentlich in sich drin sei. Wer „außer sich" ist, handelt scheinbar nicht selbst, etwas geschieht mit ihm, er ist nicht mehr Herr seiner Sinne und doch Aus-Akteur von etwas, was tief in ihm drin ist. Was draußen ist und drinnen, lässt sich nicht immer leicht unterscheiden. „Andauernd verliert das lebende Wesen das Gleichgewicht mit seiner Umgebung, und andauernd stellt es das Gleichgewicht mit ihr wieder her", schrieb der amerikanische Philosoph John Dewey, und: „Der Augenblick des Übergangs von der Störung in die Harmonie ist jener des intensivsten Lebens." Das betrifft den Sport, wenn ein Team plötzlich schlafwandlerisch sicher agiert. Wir werden von weiteren außergewöhnlichen Phänomenen hören, die sich draußen manifestieren und ins Herz der Dinge führen. Der Mensch ist nicht mehr er selbst, er driftet ab, verliert sich, und wieviel möglich ist im Leben! Irgendwo da draußen begegnen wir dem schöpferischen Element im Bewusstsein, von dem wir viel zuwenig wissen. Bis wir meinen, genügend zu wissen, fällt eine Tür ins Schloss, doch das interessiert uns nicht. Wir gehen vorbei, am Ortsschild vorbei, hinein.

I. Halluzinierende Wesen

Imaginar y recordar …
Hay un momento que no es mío,
no sé si en el pasado, en el futuro,
si en lo imposible …
– José Hierro, Alucinaciòn

Ein Mann fährt im Zug in die Arbeit. Der Schaffner ruft: „Willoughby!“ Der Reisende steigt aus, unterhält sich mit einem Jungen, der zum Angeln geht und setzt sich an die Sonne. Eine paradiesische, zauberhafte Stimmung liegt über diesem mythischen Willoughby, das aus dem alten Schwarz-Weiß-Fernseher Anfang der siebziger Jahre in das Kellerzimmer unserer Wohnung strahlte. Die Serie hieß „Geschichten, die nicht zu erklären sind“ und war die US-amerikanische „Twilight Zone“ von Rod Serling (1924 – 1975). Das Zwielicht kam gut ’rüber, und der Heranwachsende, der ich war, freute sich für den gequälten Angestellten, der vom Chef und der Frau gescholten worden war und nun im Paradies herumwanderte. Ja, das hatte schon etwas Irreales und Halluzinatorisches wie vieles der Twilight Zone, und auf Schwarz-Weiß wirkte das wie Kafka im amerikanischen Mittelwesten. Später, am Ende der Episode, wurde einem dann alles klar.

So ganz real wirkt auch unsere ganze durch die Medien vermittelte Wirklichkeit nicht. Wir schwimmen in einem Sud aus Seifenopern, Fernsehnachrichten, seichten Büchern und didaktisch-schlichten Zeitungsberichten. Doch dahinter, gaukelnd, verzerrt und vage gibt es dennoch eine materielle Entsprechung dieser Übermittlungen. (Irgendwie ist es eine Geisterwelt, trotzdem.)

Halluzinationen dagegen haben nichts hinter sich zu bieten. Sie sind Projektionen: grundlose, bodenlose Bilder und Wahrnehmungen ohne dazugehörige Auslöser in der Außenwelt. Wenn mir ein Mann mit Hund an der Leine entgegenkommt, kann ich normalerweise davon ausgehen, dass es diesen Mann und seinen Hund in Fleisch und Blut gibt. Ich brauche sie nicht zu berühren (und erspare es mir besser).

Doch eine Halluzination kommt aus mir; ich habe, ohne es gleich zu ahnen, ein Bild vor mich hinprojiziert. (Ich gebe zu, ich warte noch auf meine erste Halluzination; es ist eine extrem seltene Erfahrung in extremen Zuständen, und doch kann sie jeder Mensch erleben.) Das Wort stammt aus dem Lateinischen, von „alucinari“, und soll so etwas heißen wie „Herumwandern im Geiste“. Im Deutschen haben wir einen einfacheren Ausdruck, einen gleichbedeutenden Begriff, der auf überraschende Weise die Sache trifft: das Hirngespinst, aus dem 18. Jahrhundert kommend. Aus jener Zeit sind auch die ersten dickleibigen Bände über Halluzinationen, natürlich aus der Feder aufklärerischer französischer Geister.

Halluzinationen haben den Nachteil, nicht fotografiert werden zu können. Jemand kommt von irgendwoher zurück und erzählt ergriffen, dies oder das Irreale gesehen zu haben; wir glauben ihm; und durch einen großen Bestand an Geschichten und unzweifelbaren Beobachtungen aus Irrenhäusern schließen wir: Da ist ein Phänomen. Es bekommt einen Namen. Man stellt mittels Detektoren am Kopf fest, dass während Halluzinationen gewisse Hirnareale aufblinken, folglich tätig sind (übrigens dieselben wie bei gültigen Wahrnehmungen): Dies beruhigt Ärzte darüber, dass es sich um ein „echtes“ Phänomen handelt.

Wir sind auf diesem Feld von Zeugenaussagen abhängig, und da wird es eben naturgemäss episodisch, fragwürdig; gefährlich. Dabei ist gerade das spannend. Da sieht jemand offenbar etwas, das nicht da ist. Für das, was er sieht, gibt es keinen Anlass. Es ist anscheinend ein Erlebnis aus heiterem Himmel und doch eine Fehlschaltung des Gehirns, und da alle Fehler interessanter sind als die Prozesse, die rund und wie geschmiert ablaufen, sollte man sich diese Halluzinationen näher anschauen.

Das Bild muss wohl aus dem Inneren gekommen sein, aus dem Gehirn, dem Speicher. Der Zeuge hat nicht ein Objekt missdeutet oder in einen Spalt der Wahrnehmung etwas von sich hineinprojiziert, nein: Er hat etwas Originales

erschaffen; etwas ist durch ihn erschaffen worden. Er hat es aber im ersten Moment als Teil der Außenwelt genommen, da gewöhnlich alle Dinge „da draußen“ Dinge sind, die unsere Blicke widerspiegeln. Es ist also im wesentlichen eine Geschichte von innen und außen. Es ist auch eine Geschichte von Leuten, die glauben, etwas geschehe mit ihnen, während sie etwas geschehen lassen. Wir werden ungewollt als Regisseure tätig. Anscheinend, wie man immer wieder sagen muss, sind Halluzinationen zunächst ununterscheidbar von den üblichen Wahrnehmungen. Sie sind Theater, eine täuschend echte Inszenierung. Und wahr sind sie in diesem Moment. Hegel meint: „Nichts ist wahr, was nicht innere Evidenz im Bewusstsein hat.“ Die Evidenz (das Offensichtliche, auf der Hand Liegende) sei so beschaffen, dass, „wenn wir daran zweifeln wollten, wir auch an diesem Prinzip (an unserem Ich) zweifeln müssten“. Der Zweifel kommt dann, wenn man sich nach der Wahrnehmung schüttelt und fragt: Konnte das sein? Natürlich bleibt eine Halluzination meist folgenlos. Man schüttelt sie ab und lebt weiter, sagt sich vielleicht: Aha, das gibt‘s also auch. Wir haben was gesehen, und das war gar nicht da.

Sehen wir wirklich alles so, wie „es ist“? Verraten uns nicht die trügerischen Gefühle, die irregegangenen Beobachtungen am meisten über uns selbst? Daher sind Halluzinationen ein häufiges Mittel der Kunst. In Romanen sieht jemand den verstorbenen Vater, in Filmen sieht jemand – meist durch einen Schleier – eine Gestalt, und wir wissen mehr über die Obsession der betreffenden Person. Halluzinationen sollen zeigen, dass der Betroffene tief in der Krise steckt, vor dem Absturz steht, wie etwa der Rettungssanitäter Victor (Nicolas Cage) in New York in „Bringing out the Dead“ von Martin Scorsese (1999). Er hat einmal bei einem Rettungseinsatz versagt, und jede Nacht schaut ihn das Gesicht der jungen Frau an, in Zeitlupe; eine Frau auf dem Bürgersteig trägt ihr Gesicht, eine andere ebenso, und alle drehen sich langsam um und sehen Victor an, vorwurfsvoll, und die Stimme sagt: „Victor, warum hast du mich nicht gerettet?“

Geistersehen ist dasselbe wie Halluzinieren; ein Geist ist nach Andrew MacKenzies Definition etwas, das nicht da ist in dieser Gestalt. Doch fragen wir uns: Ist es ein Verstorbener, der uns seine Gestalt vorspiegelt (ist also doch etwas da? Ein jenseitiges Schillern?) – oder ist es ein Bild aus unserem Inneren, das wir von diesem Verstorbenen aufbewahrt haben und reproduzieren, weshalb und in welcher Form auch immer? Spielt es eigentlich eine Rolle? Der eine darf glauben, dass ihm ein geliebter Toter erschienen ist, der andere, dass er selber ihn geschaffen hat.

Die Erfahrungen in der Einsamkeit zeigen uns, dass sich Halluzinationen oft aufdrängen. Es gibt also Bedingungen, die ihr Erscheinen begünstigen. Es sind anscheinend nicht die Toten selbst, die ihre Bedingungen ausspielen. Die Toten sind in uns. Also leben sie weiter, ohne indessen sich weiter entwickeln zu kön-

nen. Sie sind unser Spiegel und verraten uns etwas über uns, nur das. Die Toten sind virtuelle Wesen, die uns durch das Leben begleiten, abrufbereit.

Halluzinationen selbst, diese Trugwahrnehmungen, sind selten. Ein abgemildertes Prinzip der Halluzinationen indessen schwebt überall: Alles, was wir aufnehmen, läuft durch unseren Filter, und da kommt es nicht allzu selten vor, dass wir „Gespenster sehen" und Bedrohungen spüren, die nicht da sind. Nach Thomas Metzinger ist unser Selbst zunächst ein Selbstmodell als eingebauter Filter, und ein Weltmodell ist der Welt und ihren Erscheinungen vorgeschaltet. Donald Davidson, der amerikanische Philosoph, nennt die Dreiheit Mensch/Mitmensch/Umwelt, und die Kommunikation komme zu Stande, weil jeder vom anderen erwarten könne, dass er Wahrnehmungen in ähnlicher Weise mache. Eine Halluzination stört dieses Gefüge, weil sich etwas ins System drängt, das nicht vorgesehen ist.

Das ist nicht weiter schlimm: Meist sieht man die Halluzination als Störung an, eine einmalige Störung, geboren aus einem Mangel an Sinnesreizen oder einem Überschuss davon. Könnte man nach Metzinger die Halluzination als Moment des Aufscheinens des Selbstmodells in Abwesenheit von Welt beschreiben – oder als Aufscheinen des Weltmodells in Abwesenheit des Selbst? Wohl nur, wenn wir die Inhalte mit einbeziehen.

Die Halluzination ist ein Inhalt. Wenn die Neurologie uns den Mechanismus erklärt und sagt: Das war's, dann ist das, wie wenn jemand sagte, Film sei die Illusion von 24 Bildern pro Minute, die über die Netzhaut im trägen Gehirn zu einer fugenlosen Bilderfolge verschmolzen würden. So wie niemand sagt: Ich habe im Kino eine 90 Minuten lange fugenlose Bilderfolge gesehen, würde niemand sagen: Ich hatte eine optische Halluzination. Sondern man sagt: Ich habe meinen verstorbenen Großvater gesehen oder einen riesenhaften Hund, aber dann war er plötzlich weg. Das Verschwinden der Halluzination ist vielleicht das verblüffendste Phänomen. Erst ihr Fortgleiten macht sie handfest. Wenn man im Griff einer Wahrnehmung ist, zweifelt man selten an ihrer Wahrhaftigkeit. So sehr sind wir Augenmenschen; wir trauen dem Augenschein, der uns 60 Prozent unserer Erfahrungen liefert. Die Abstraktion dagegen ist heute im Verschwinden begriffen, je deutlicher und klarer uns die Ereignisse präsentiert werden. Wir sind ja durch Fernsehen mitten drin, klarer und bunter und grösser als je zuvor sehen wir alles. Wie könnten wir jemals an der Wirklichkeit dieser Darbietungen zweifeln (die dennoch allesamt Inszenierungen sind)? Es ist schwer geworden, zu zweifeln.

Die Halluzination ist subversiv. Alle Grenzerfahrungen sind subversiv. Wenn wir einmal wissen, was es sonst noch gibt, wird mehr möglich. Vieles könnte anders sein. Freilich machen wir uns das Leben schwer, wenn wir uns immer vor Augen halten, dass alles Konstruktion ist; vermutlich wurde der Mensch – der Philosoph Thomas Metzinger argumentiert so – zum „naiven Realisten", weil das in der Evolution sich als günstiger für ihn herausstellte. Als naiver Realist nimmt er an, dass das, was er sieht, auch so da ist. (Aber wir wissen nicht, wie die Dinge wirklich sind.) Metzinger sagt beispielsweise, dass der Mensch durch sein Selbstmodell hindurchschaue und danach durch sein Weltmodell, – und dennoch ist er der festen Überzeugung, er stehe mit seinem nackten Selbst den Dingen direkt gegenüber. Für ein Funktionieren in der Welt und für ein Funktionieren der Welt wäre es allerdings äußerst hemmend, mit den Unwägbarkeiten der vielfältigen Brechungen durch die Modelle umgehen zu müssen. Da ist es schon klüger, mit den Unsicherheiten zu leben und die unvermeidlichen Missverständnisse in Kauf zu nehmen. Also gehen wir vorderhand davon aus, dass Mann mit Hund wirklich existieren.

Geiges/Phantom: Drei Männer sehen in einem Schwarzwaldhaus den Geist eines alten Mannes. Drei Zeugen – das wäre zu schön, um wahr zu sein! Und natürlich handelt es sich um eine Rekonstruktion des Fotografen Leif Geiges aus Staufen in den fünfziger Jahren (Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene IGPP, Freiburg)

II. Bilder aus der Innenwelt

Who is the third who walks always beside you?
When I count, there are only you and I together
But when I look ahead up the white road
There is always another one walking beside you
– T. S. Eliot, The Waste Land

Das Alleinsein

Man sei praktisch immer und überall von „brüllenden Mitmenschen“ umgeben gewesen, erinnerte sich der Engländer Redmond O‘Hanlon an seine Zeit im afrikanischen Dschungel. „Jeder, der sich absonderte, war in Gefahr, Einsamkeit führte in den Wahnsinn, ein einzelner war leicht die Beute der schweifenden Geister, Freunde mußten immer beisammenbleiben und reden“, schrieb er in dem Buch „Kongofieber“. Auf diese Weise – durch dauerndes lautes Reden und Herumschreien – wollen die Bewohner Zentralafrikas vorbauen, dass niemand allein bliebe. Denn das kann lebensgefährlich sein. Wer im Dschungel unterwegs ist und sich von den vielen Geräuschen irritieren und irreleiten lässt, verliert schnell die Urteilskraft. Damit wird er leichtes Spiel für Schlangen und Raubtiere. Die Eskimos kennen, allein in der Eiswüste, die „arktische Hysterie“, eine Form des Durchdrehens. Während im Dschungel ein Übermaß an Reizen den überreizten Wanderer zu panikartigen Reaktionen veranlaßt, ist es in der Arktis die ungeheure Stille und die Abwesenheit von Reizen, die alles so unheimlich und irreal macht. In Mitteleuropa kannte man die „Waldangst“ im immergleichen, sich über viele Quadratkilometer erstreckenden Forst, der früher noch nicht gerodet wurde.

Die Einsamkeit des Mitteleuropäers

Für die meisten außereuropäischen Kulturen ist das Alleinsein ein Zustand der Gefährdung, den man meidet. Selbstverständlich ist es bei ihnen auch, eine Familie zu haben. Viele können kaum begreifen, dass mancher Europäer, den sie in ihrem Land antreffen, unverheiratet ist und alleine in der Wüste oder im Dschungel der Großstadt lebt. Warum Europäer oder Nordamerikaner sich willentlich und freudig dem Alleinsein ausliefern – auch das muss für Asiaten oder Südamerikaner unbegreiflich bleiben. Schon die Unterscheidung Alleinsein/Einsamkeit oder auch die Melancholie ist eine westliche Spezialität.

Alleine und einsam sein mag für andere Kulturen ununterscheidbar sein; für uns im Westen ist ersteres wertfrei und eher positiv, zweiteres ein Mangelzustand, eine von Sehnsucht und Hoffnung getragene Phase, die man sich als vorübergehend wünscht. Der Solobergsteiger, „Alleingeher“ und Weltumsegler ist zweifelsohne ein westliches Phänomen des zwanzigsten Jahrhunderts mit seiner Rekordsucht und seiner Verliebtheit ins Tempo; die großen Kletterer im neunzehnten Jahrhundert waren meist mit Tross unterwegs.

Die Mannigfaltigkeit der Extremerfahrungen, die während des Alleinseins in der Natur auftreten, sind ein deutlicher Fingerzeig darauf, dass man sich „solo“ in einem Mangelzustand befindet. Etwas stimmt nicht mehr, das Gehirn verarbeitet die Eindrücke anders. Und das Gehirn ist das Organ, das die Wahrnehmung strukturiert; die von uns so bezeichneten Wahrnehmungsorgane – Auge, Ohr, Nase – sind harmlose Zuträger, deren Informationen im Oberstübchen erst verarbeitet werden.

Natürlich erlebt kein Single einer westeuropäischen Großstadt Grenzerfahrungen durch das Alleinsein. Dennoch ist die so menschliche Erfahrung, allein zu sein, eine verstörende. Der normale Single arbeitet und wird erst um fünf oder sechs Uhr aus dieser Disziplin entlassen. Dann strebt er der Wohnung zu und findet dort immer noch das Fernsehen, Musik und Bücher vor. Das sind Notbehelfe von „Spiegeln“, durch welche das eigene Denken Nahrung und auch Antwort findet. Alleinsein in der stillen Wohnung ist ein schöner Zustand.

„Und wieviel Vorteile hat das Alleinfliegen“, schrieb Atlantikflieger Charles Lindbergh. „Jetzt weiß ich, was mein Vater meinte, als er mich viele Jahre zurück davor warnte, mich zu sehr auf andere zu verlassen. Er zitierte gern ein Sprichwort der alten Siedler in Minnesota: ‚Ein Mann ist ein Mann. Zwei Männer ist ein halber Mann. Drei Männer sind überhaupt kein Mann.‘ (…) Durch das Alleinfliegen habe ich Reichweite, Zeit und Beweglichkeit gewonnen. Und vor allem: Freiheit.“

Selbstverwirklichung in der Natur

Andere wollen nicht nur diese negative Selbstverwirklichung, diese Selbstverwirklichung ohne Bedrohung, sondern sie begeben sich in gefährliche Zonen der Natur hinein. Vor ihr sind alle gleich. Unsere Natur ist nicht mehr so metaphysisch belastet wie für unsere Freunde vor zweihundert Jahren: Für uns, die wir so vieles zu kontrollieren gelernt haben, ist sie ein vage definiertes „Draußen“, ein vom Alltag Unterschiedenes, das sich durch beste Ausrüstung und geschickte Planung im Zaum halten ließe. Man geht hinaus, um etwas zu unternehmen, um etwas mittels seines Körpers zu erleben und auch etwas mit anderen. Oder

man geht hinaus, um sich selbst zu finden. Was ist diese Selbstfindung? Sie ist die Hoffung, von sich selbst überrascht werden zu können. Dabei spielen uralte Riten eine Rolle. Die Indianer gingen in die Einsamkeit, doch nahmen sie Drogen zu Hilfe: Damit würde vielleicht etwas zum Vorschein gelangen, das bislang übersehen worden war. Einsamkeit plus Nachdenken plus Drogen führt zu Selbsterkenntnis. Aber Naturkinder bleiben in ihrem Element. Zivilisationsmenschen machen vielleicht extreme Erfahrungen; doch sind diese nicht in den Alltag der Daten und Fakten rückübersetzbar. Jemand mag mit heilen Fußsohlen barfuß ein Bett aus glühenden Kohlen überschritten und darüber gejubelt haben – wenn der Chef ruft, weil ein Fehler in der Jahresabrechnung ist, hilft ihm das nicht mehr allzu viel.

Halluzinationen in der Einsamkeit

Doch hier geht es um extreme Erfahrungen. Häufig ist, dass Halluzinationen den Menschen überfallen, der einsam vor der Natur ist. Diese Trugwahrnehmungen treten in verschiedenen Ausprägungen auf: als optische, akustische, taktile und als Gefühl der Gegenwart. Sie alle sagen uns eigentlich nur, dass das Gegenüber fehlt; dies wird kompensiert durch die Wahrnehmung, die ihn als Schemen und Phantom wieder erzeugt. Das Fehlende wird einem zurückgegeben, jedoch in unvollkommener Form. Der Mensch als Mängelwesen heilt sich selbst – und wenn er es getan hat, bleiben quälende Fragen: Was war das? Wie kann ich das deuten?

Die Neurologie, die Wissenschaft vom Gehirn, ist groß im Finden von Mechanismen – aber die entstehenden Formen interessieren sie nicht. Erst wenn man die Bilder untersucht, ist man „im Heißen“, um den Philosophen Jean Baudrillard abzuwandeln; die Wissenschaft, die Mechanismen erforscht, bewegt sich im Kalten. Das birgt weniger Risiken. Doch gegen die Kälte müssen wir uns immer wehren.

Die Halluzinationen muss man nicht unbedingt in optische, akustische und taktile gliedern; es sind alles Erscheinungen, die sich recht zufälligerweise über das Auge, das Ohr oder die Haut bemerkbar machen; es macht sie der Mensch selbst. Da zu wenig Eindrücke eindringen, fließen gespeicherte Bilder nach draußen. Halluzinationen sind Eindrücke ohne Auslöser in der Außenwelt: Der Mensch sieht etwas, was nicht da ist. Was er sieht, hat – das darf man getrost annehmen – etwas mit ihm selbst zu tun. Was er sieht, ist nicht zufällig, aber andererseits auch nicht völlig festgelegt; es bleibt ein Spielraum für das Beliebige, für das Chaos. Sigmund Freud hat das vergangene Jahrhundert von der irrigen Ansicht weggebracht, dass Träume Schäume seien und es zum anderen Extrem überredet: dass Träume

unbedingt und immerzu Bewusstseinsinhalte wiedergeben, wenn auch verzerrt; und Parapsychologen sekundierten, indem sie bewusstseinsfremde („ichfremde") Inhalte als Material aus der Zukunft oder anderen Regionen deuteten. Nun meinen Wissenschaftler, dass Träume doch auch willkürlich verlaufen können. Man denke dabei an Träume nach schwerer Nahrung und falschen Getränken.

Halluzinationen auf dem Meer

Fangen wir mit der Halluzination des ersten Einhand-Weltumseglers an, der den Fehler beging, Feigen und Weichkäse zu verzehren. Joshua Slocum lag halb besinnungslos auf seinem Bett in der Kajüte, als ihm der Steuermann der „Pinta" erschien. „Er erschien ihm", schreibt man in solchen Fällen; aber das ist nur Konvention. Es war eine Projektion des Seemanns auf den Schirm der Außenwelt, ein real wirkendes Traumbild, das Slocum davon überzeugte, da stehe eine lebende, atmende Gestalt, die offenbar in der Lage war, das Wort an ihn zu richten. Joshua Slocum (1844 – 1909) gelang von April 1895 bis Juni 1898 die erste Einhandreise um die Welt. Drei Monate nach dem Aufbruch krümmte er sich in der Kajüte vor Schmerzen.

„Und als ich aus dem Niedergang schaute, sah ich einen hochgewachsenen Mann am Ruder. Wie ein Schraubstock hielt seine Hand die Speichen des Steuerrads. Man kann sich mein Erstaunen vorstellen. Er war aufgeputzt wie ein fremder Seemann, seine große rote Mütze hing über das linke Ohr herunter, und sein ganzes Gesicht war von einem zotteligen, schwarzen Bart bedeckt. Überall auf der Erde hätte man ihn für einen Piraten gehalten. Als ich auf diese furchterregende Erscheinung starrte, vergaß ich den Sturm und fragte mich, ob er mir wohl die Kehle durchschneiden werde. Diesen Gedanken schien er zu erahnen. ‚Senor', sagte er und nahm seine Mütze ab, ich will Ihnen nichts tun. (…) Ich bin einer aus der Mannschaft des Kolumbus. Ich bin der Steuermann der Pinta und gekommen, Ihnen zu helfen. Legen Sie sich ruhig hin, Senor Kapitän, ich werde Ihr Schiff heute Nacht führen. Sie haben eine calentura, aber morgen werden Sie wieder wohlauf sein."

Der französische Schriftsteller Jules Bois mit Phantom. Aufnahme und Montage durch den Photographen Paul Nadar, Ende des 19. Jahrhundert (Arch. Phot. Paris/CNMHS = Caisse Nationale des Monuments Historiques et des Sites)

Slocum spürt den Steuermann noch öfter in seiner Nähe, und gegen Ende schreibt er: „Es war ein guter Törn, und wieder einmal zog ich meine Mütze vor dem Steuermann der Pinta.“ Dieser war wohl die visuelle Version der „inneren Stimme“, die dem Dahintorkelnden Weisung gibt. Auch Hannes Lindemann war auf seiner 72-tägigen Ozeanüberquerung in einer Nußschale 1955 in Nöten. Es war der 57. Tag, und er war übernächtigt und völlig erschöpft.

„Ich habe den Brecher nicht kommen hören, er war einfach da. Es ist Wasser in das Boot gedrungen. Ich will schöpfen, ich muß schöpfen – warum tue ich es nicht? – Dann bin ich eingeladen zur Jagd. Ein schwarzer Diener holt mich ab. Oh, das ist eine vornehme Sache! Ich vertraue ihm, er muß ja wissen, wohin er mich zu fahren hat. Gemütlich sitze ich in einer Art Rikscha. Ich sehe große weiße Linien vor mir. ‚Boy, wohin gehen wir?‘ frage ich ihn besorgt. ‚Nur die Ruhe! Wir müssen durch die Brandung‘, antwortet der Boy, und schon sind wir durch. Das Deck ist unter Schaum und Gischt. Ich schaue auf den Boy auf der linken Seite, er ist schwarz und schnaubt, aber er tut ohne große Reden seine Pflicht.“

Danach sieht Lindemann plötzlich ein schwarzes Pferd an der Stelle des Boy – und auch das scheint nicht ohne Sinn zu sein, weil er überlegt: „Pferde kennen ihren Heimweg, auf ein Pferd kann man sich verlassen – und zufrieden lasse ich mich fahren –.“

Schiffbrüchige

Nobelpreisträger Gabriel Garcia Marquez hat als Reporter angefangen und immer wieder nicht-fiktional gearbeitet. Sein „Bericht eines Schiffbrüchigen“ ist die Nacherzählung dessen, was ihm berichtet wurde. Es ist die wahre Geschichte von Luis Alejandro Velasco, der, zwanzigjährig, am 28. Februar 1955 von Bord des kolumbianischen Zerstörers Caldas mit sieben Kameraden fiel und nach zehn Tagen auf einem Floß alleine gerettet wurde; Marquez schrieb als Reporter die Geschichte 1957 auf. Es erscheint ein abwesender Freund Velascos, Jaime Manjarrés.

„Mitten in der tiefen Dunkelheit konnte ich das Floßende nicht mehr sehen. Aber ich sah weiter in die Finsternis hinein, um sie zu durchdringen. Da sah ich an der äußersten Bordkante ganz deutlich Jaime Manjarrés in seiner Drillichuniform sitzen: blaue Hose und blaues Hemd, die Mütze leicht übers rechte Ohr gezogen, und trotz der Dunkelheit stand deutlich darauf zu lesen: A.R.C. CALDAS. ‚Hallo‘, sagte ich zu ihm, ohne zu erschrecken. Überzeugt, daß Jaime Manjarrés anwesend war. Ich war überzeugt, daß er immer dagewesen war. Hätte es sich um einen Traum gehandelt, wäre er bedeutungslos. Ich weiß, daß ich voll-

kommen wach und klar bei Verstand war und das Pfeifen des Windes hörte und das Rauschen des Meeres über meinem Kopf. Ich hatte Hunger und Durst und zweifelte nicht im geringsten daran, daß Jaime Manjarrés mit mir auf dem Floß fuhr. ‚Warum hast du auf dem Schiff nicht genügend Wasser getrunken?' fragte er. ‚Weil wir schon Cartagena anliefen', antwortete ich. ‚Ich lag mit Ramòn Herrera auf dem Achterdeck.'"

Es ist nicht unnatürlich, dass Halluzinierende mit den Gestalten, die sie sehen, zu sprechen anfangen. Es läuft ein innerer Dialog ab, der um so leichter für einen äußeren, „echten" gehalten wird, als keine Kontrollinstanz vorhanden ist. Kein Wunder, dass man alles für real hält.

„Es war keine Erscheinung. Ich hatte keine Angst. Mir kam es dumm vor, daß ich mich vorher auf dem Floß einsam gefühlt hatte und nicht wußte, daß noch ein anderer Seemann mit mir fuhr. (…) Jaime Manjarrés erwiderte nichts. Einen Augenblick war er still. Dann zeigte er mir wieder, wo Cartagena lag. Ich folgte der Richtung seiner Hand und sah die Lichter des Hafens, die Bojen in der Bucht tanzten auf dem Wasser. ‚Wir kommen an', sagte ich und sah nach wie vor aufmerksam auf die Leuchtfeuer im Hafen, ohne aufgeregt oder besonders froh zu sein, als käme ich nach einer ganz normalen Reise an. Ich bat Jaime Manjarrés, mir beim Rudern zu helfen, aber er war nicht mehr da. Er war verschwunden. Ich war allein auf dem Floß, und die Leuchtfeuer waren die ersten Strahlen der Sonne. Die ersten Strahlen meines dritten einsamen Tages auf dem Meer."

Der britische Mediziner Macdonald Critchley hat 1964 in seinem Buch „The Black Hole and Other Essays" gründlich die Grenzerfahrung des Schiffbruchs untersucht. Es geht natürlich zuerst ums Durchkommen: kein Seewasser schlucken, sich gegen die Wellen wehren, ruhig atmen. Der Tod durch Kälte ist häufiger als der Tod durch Ertrinken. Oft kommt der Lebensrückblick in einem „Flash" vor, wofür es viele Zeugnisse gibt. Der Bordschütze eines durch eine Mine gesunkenen Schiffes trieb zwölf Stunden an einem Apriltag in der Nordsee.

„Er fühlte sich kalt, doch nach drei Stunden oder so fühlte er sich ‚genau so warm wie kalt'. Dieses Gefühl machte später einer Taubheit Platz. In der Dämmerung wurde er mutlos, da er erkannte, dass, wenn er jetzt nicht gefunden würde, es keine Aussicht auf Entdeckung am morgigen Tag gab. Sein Geist wanderte, und er stellte sich vor, dass er und seine Verlobte (die in einem Luftangriff einige Monate zuvor getötet worden war) einen Tanzpalast der Gegend verließen; sie waren mit Freunden da gewesen und guter Laune. Er sah dann seinen kleinen Hund ‚Beauty', der ihm während der Kindheit gehört hatte und gestorben war, als er sieben Jahre alt war."

Verstorbene zu sehen ist häufig; in diesem Fall waren es die Freundin und der Hund, die ihm im Leben stets sehr nahe waren. Ein anderer Seemann, der „acht Stunden im Wasser war, geriet nach vier Stunden Schwimmen in eine euphorische Verwirrung mit wahnsinnigen Phantasien. Er erkannte, dass er sterben würde, aber das machte ihm keine Sorgen; seine einzige Sorge war der Gedanke daran, entstellt zu sein, denn er konnte sich an die aufgetriebenen Konturen einer Wasserleiche erinnern. Daraufhin nahm er seine Schwimmweste ab, damit er untergehen konnte."

„Er fühlte sich ganz glücklich und warm, wie leicht betäubt und sang sich selber etwas vor. Er war begeistert, als er bemerkte, dass er seinen verwundeten Arm benutzen konnte. Er fing an, laut mit seiner Mutter zu sprechen und auch mit einer Freundin, mit der er vor neun Jahren einmal lang geschwommen war. In der gleichen Zeit sah er im Geiste wieder alle die Fehler, die er im Leben gemacht hatte, aber ohne Leidenschaft und Bedauern." Als ein Rettungsboot sich näherte, wollte er sich entfernen, als ob er nicht gerettet werden wollte, und er schrie: Haut ab, ihr Bastarde!

Der Lebensrückblick kommt beim Ertrinken am häufigsten vor. Wir werden uns an späterer Stelle näher mit ihm beschäftigen. Er ist eine Form des Abschließens.

Critchley fasst zusammen: Die erste Reaktion nach dem Entrinnen auf Seiten der Besatzung ist Erleichterung und Begeisterung, was sich zuweilen in lautem Singen, Schreien und Witze-Machen von Boot zu Boot äußert. Das ist aber nicht von langer Dauer. Dann setzt Trauer über den Verlust von Menschen und des Schiffes ein; es gibt Spekulationen, ob man denn gerettet werden würde und wachsendes Unwohlsein: Schmerz, Hunger, Durst. Es treten auf steigende Besorgnis, Schweigsamkeit, Eigenbrötlertum und Reizbarkeit. Schwere Melancholie ist selten; schon Hippokrates hat bemerkt, dass körperliche und seelische Beschwerden einander entgegen stehen. Hunger und Durst beherrschen den Geist, und dieser halluziniert sich Speisen und Getränke herbei. Erst nach längerem Aufenthalt im Rettungsboot sind Verzweiflung und sinkender Lebensmut zu bemerken.

Immer öfter werden im Boot Vorstellungen, Ängste und Gefühle untereinander „geteilt". Wie in Zuständen der Ekstase sind die Grenzen zwischen Subjekt und Objekt nicht mehr klar getrennt. Die Gruppe im Boot wird zu einem einzigen Körper. Wichtig ist, dass sich einer zum Führer aufschwingt. Die Schiffbrüchigen sind beeinflussbar. Wenn niemand den Ton angibt, tauchen schneller Apathie und Gefühle der Hoffnungslosigkeit auf. In größeren Rettungsbooten mit 50 Leuten und mehr kann es leicht zu einer Aufsplitterung in kleine Gruppen kommen, die untereinander streiten. Schlimmer sind Leute, die verrückt werden und im Delirium dann auch verrückte Dinge tun.

Nach einem Schiffsuntergang waren einige Männer auf einem treibenden Floß überzeugt davon, auf einem anderen seien Lebensmittel verborgen. Sie schwammen hin und fielen über das Floß und ihre „Bewohner“ her. Ein anderer Mann glaubte, ein Hund zu sein und wollte die anderen beißen. Nicht ungewöhnlich ist das „Über-die-Seite-Gehen“. Jemand springt über Bord, wie mancher Alpinist die Wand hinunter springt. Dies ist entweder ein schlichter Selbstmord, ein heroischer Akt der Selbstaufopferung oder aber, am häufigsten, die Folge von geistiger Verwirrung.

Die große Kälte führt zu getrübtem Urteil, Verwirrung und schließlich Bewusstlosigkeit. Der Grund dafür ist vermutlich Sauerstoffarmut im Gehirn. Wieder tauchen Träume von Essen und Trinken auf, und gerade wenn das Glas an den Mund gesetzt wird, verschwindet es. Der Schiffbrüchige träumt vom warmen Heim, in dem er mit Frau und Kindern beim Mittagessen sitzt. Oft fallen andere in das Delirium ein: In einem Beispiel Critchleys rief ein Matrose im Rettungsboot in eisiger See aus: „Ich hole mir einen Drink!“ und sprang über Bord. „Ich komme auch“, rief ein zweiter und folgte ihm nach.

Visuelle Halluzinationen auch kollektiver Art sind nicht selten. Dazu eine Geschichte von den Überlebenden der „Luxborough Galley“ (1727), die von Hunger, Durst und Kälte ausgezehrt waren und erzählten: „Am Tage spiegelten uns unsere wirren Fantasien oft die Formen von Schiffen so klar und nah vor, dass wir lange Zeit zu ihnen hinüberriefen, bevor wir unseren Irrtum erkannten; in der Nacht hörten wir Glocken läuten, Hunde bellen, Hähne krähen und Männer an Bord von Schiffen in der Nähe reden, und wir beschuldigten diese Phantome der Grausamkeit, weil sie uns nicht zu Hilfe kamen.“

Nach der endgültigen Rettung treten laut Critchley fast immer Schlaflosigkeit und motorische Rastlosigkeit auf. Die Angst taucht einige Zeit später auf, gekoppelt mit Alpträumen von den letzten Minuten des sinkenden Schiffes. Auch hypnagoge Halluzinationen (vor dem Einschlafen) quälen den Überlebenden. Damit hat Macdonald Critchley bereits Jahrzehnte vorher die Forschung über die Folgen von extremem Stress vorweggenommen und das posttraumatische Belastungssyndrom nach einem furchtbaren Geschehen geschildert.

Halluzinationen unter der Erde

Zehn Tage hielt der 24 Jahre alte Georg „Schurl“ Hainzl im österreichischen Lassing im Juli 1998 durch. Die Retter hatten schon resigniert, als sie Lebenszeichen wahrnahmen. Das „Wunder von Lassing“, auch wenn es dennoch zehn Menschenleben kostete. Wie ein Korrespondent schreibt: „Hätten nicht Jahrhunderte bergmännischer Tradition und Erfahrung, hätte nicht die Losung ‚Ein

Kumpel ist erst gestorben, wenn er tot vor einem liegt' die Triebkräfte einzelner erhalten, weiterzumachen …", dann wäre es nicht geschehen, dass an dem Abend eines Julisonntags Schurl am Seil durch das Bohrloch gezogen wurde, geküsst von seiner Freundin Susi, die sein Kind erwartete. Drei Tage nach der Rettung berichtete er von seinen Tagen unter der Erde. Nur der Glaube habe ihm geholfen, er habe angefangen zu beten. Das Zeitgefühl sei ihm verlorengegangen. „Auf zwei Sauerstoff-Flaschen hatte er einen Gitterrost gelegt, auf dem er über Wasser und eingedrungenem Schlamm verharrte. Allmählich sei er in eine Art Trance gesunken, habe Freunde kommen sehen, die ihm etwas zu trinken bringen wollten, habe zu phantasieren begonnen."

Der Franzose Michael Siffre hielt sich zwei Monate in einer Gletscherhöhle auf, in der die Stille nur von leisen Geräuschen durch die flüsternden Felsen unterbrochen wurde. Er erklärte, es sei zwar keine Begegnung – weder mit einem Menschen noch mit einem Tier – zu fürchten gewesen, trotzdem habe ihn eine nicht beherrschbare Angst ergriffen, und er habe eine fast menschliche Anwesenheit gespürt. Die Angst vor dieser Gegenwart habe ihn immer gepackt, wenn er herumgeklettert sei. Er hielt sich aus freien Stücken in der Höhlenwelt auf.

1967 haben amerikanische Psychiater vom Pennsylvania Hospital zwei Bergarbeiter befragt, die vierzehn Tage lang in rund hundert Meter Tiefe eingeschloss en waren. Seinerzeit, vor dreißig Jahren, existierten wenige Berichte von Menschen in aussichtsloser Lage, den Tod vor Augen. Die Bergleute heißen in dem Bericht nur A und B, 28 und 58 Jahre alt. Sie wurden erst getrennt befragt, dann gemeinsam.

A berichtete, er habe ein „bläuliches Licht" wahrgenommen, einmal einen Korridor mit Marmorstufen und Menschen, die durch eine offene Tür gingen. Er sah eine kniende, betende Frau mit langem Haar; und er sah Papst Johannes. Die ganze Zeit habe er das Gefühl gehabt, Gott sei mit ihnen gewesen. Als A das Licht und die Gestalten gesehen habe, sei ihm klargewesen, dass sie gerettet werden würden. Ähnlich B: Ein „Bursche", der ein Tablett hochgehalten habe, als wollte er Tod und Leben darauf registrieren, habe ihn davon überzeugt, dass sie gerettet werden würden. Er selbst sei immer ruhig gewesen und ohne Angst. Doch das kann auch eine Schutzbehauptung gewesen sein, denn B sah deutlich Visionen, die an das Paradies erinnerten – einen „großen Garten" mit „schönen Männern und Frauen", er wollte dorthin gehen, aber sei noch nicht bereit dazu gewesen: Das erinnert an Nah-Todes-Erlebnisse.

Höchst interessant, dass die beiden gleichzeitig zwei Bergleute sahen, die im Licht arbeiteten. Auch der Korridor mit der Tür war eine Halluzination, die sie teilten. Offenbar hatten sie denselben Wunsch, der sich in diesen gleichen Bildern äußerte: herauszukommen. Dieser Wunsch überlagerte alle anderen, denn A und B hatten keine Halluzinationen von Essen oder mit sexuellen Inhalten.

Halluzinationen auf den Bergen

Unter den Halluzinationen treten optische am häufigsten auf, etwa zu 60 Prozent. Die Griechen des fünften Jahrhunderts vor Christi Geburt hatten anders orientierte Wahrnehmungsorgane. Sie hörten meistens Stimmen, die sie als von den Göttern kommend deuteten. Doch seither ist die westliche Kultur mehr eine Kultur des Sehens geworden. Mehr Umweltreize sind auf uns eingeströmt, und so ist es nicht verwunderlich, dass Menschen in Extremsituationen – so in der Einsamkeit am Berg – eher Gestalten sehen als Stimmen hören.

Gestalten sehen

„Ein amerikanischer Bergsteiger, der gegen den Wind an einem trügerischen Hang im Himalaya ankämpfte, wurde plötzlich am Weitergehen gehindert – keine vier Meter von ihm entfernt stand der Barkeeper des berühmten ‚21 Club' in New York City, der fünf Jahre zuvor gestorben war." Diese Sichtung soll sich in rund 4800 Metern Höhe zugetragen haben, und auf 5300 Metern spielte sich Folgendes ab: „Ein britischer Bergsteiger stieß im Himalayagebirge unvermutet auf zwei Freunde aus seiner Schulzeit, die beide etwa ein Dutzend Jahre früher bei einem Autounfall ums Leben gekommen waren."

Beide Episoden stammen aus dem Fundus des britischen Arztes Griffith Pugh, der für einen medizinischen Forschungsrat, den „Medical Research Council", tätig war, gern auf Berge stieg und Berichte von außergewöhnlichen Vorkommnissen dort oben sammelte. Pugh, ein Experte für Höhenphysiologie, begleitete die britische Mount-Everest-Expedition unter John Hunt, in deren Verlauf Edmund Hillary und Tensing Norgay als erste Menschen am 29. Mai 1953 um 11.30 Uhr den Gipfel des höchsten Berges der Erde erreichten. Griffith Pugh sagte unter Hinweis auf Frank Smythe, einen Everest-Besteiger, der eine Fliegende Untertasse gesehen hatte: „Erschöpfte Männer, die sich gegen den Berg stemmen, sind offenbar in der Lage, alles Mögliche zu sehen."

„Ich hatte ein Erlebnis, als ich 1981 vom Everest-Gipfel abstieg", erzählte Peter Hackett, der viele Jahre den Einfluß der Höhe auf das Gehirn von Alpinisten untersuchte. „Ich teilte ein Zelt mit Chris Pizzo. In der Nacht wurde meine Sauerstoffflasche leer. Ich halluzinierte, daß John West (ein Mitglied des Teams) mit einer Flasche in das Zelt kam, das Ventil öffnete und das Zelt mit Sauerstoff füllte. Als ich John laut dafür dankte, heraufgekommen zu sein und den Sauerstoff abgeliefert zu haben, wurde Chris Pizzo aufgeweckt, der mir sagte, ich sei verrückt. …" Der fehlende Sauerstoff hatte sein Gehirn strapaziert, doch das ist nur der Mechanismus; daß er John West „erschuf", war die schöpferische Leistung des Gehirns.

Der Amerikaner Rob Taylor war 1978 am Kilimandscharo zunächst nicht glücklich über die Gestalt, die ihn beobachtete. Er saß mit zerschmettertem Knöchel am Fuß des Berges, während sein Partner tagelang durch den Regenwald marschierte, um Hilfe zu holen. Als Taylor mit bereits brandigem Bein im Schlafsack lag, überfiel ihn Verzweiflung. Da sah er eine Gestalt, die an einen Felsen nicht weit entfernt lehnte, und er rief sie voll Hoffnung an. Die Gestalt jedoch blieb gravitätisch sitzen und schien ihn zu beobachten, und nachfolgende Steinwürfe, weil Taylor sich ärgerte, gingen durch sie hindurch. Schließlich akzeptierte der verletzte Bergsteiger die Anwesenheit, sprach mit ihr, bot ihr sogar Wasser an und schilderte: „So straff zeichnen sich die allgemeinen Linien seines Körpers ab, er sieht aus wie ein Tänzer in seinem Dreß. Das Kinn in die Hand gelegt, den Ellenbogen auf dem Knie, sieht dieses düstere graue Wesen gewiß menschlich aus, aber irgendwie auch nicht."

Manchmal pflanzen sich Geschichten fort und üben einen unheimlichen Zwang aus; an dem schottischen Berg Macdhui hatten schon viele Kletterer eine übermenschlich große Gestalt beobachten können.

Dr. A. M. Kellas, der auf der 1921/22-Mount-Everest-Erkundungsexpedition starb und in Sichtweite des Berges begraben liegt, war ein sehr erfahrener Alpinist. „Er behauptete", vermerkte ein Chronist, „er habe in einer klaren Juninacht mit seinem Bruder den Ben Macdhui bestiegen, den höchsten der sechs Gipfel der schottischen Cairngorms. Sie hielten ein wenig von einander entfernt Rast. Plötzlich sah Kellas eine Gestalt, die aus dem Lairig-Ghru-Paß herauskletterte, um die Felsnadel wanderte und dann wieder im Paß verschwand. Der Doktor war vor Erstaunen starr; nicht nur wegen der Tatsache, daß jemand anderes auf dem Gipfel war, sondern noch mehr wegen der enormen Größe der Gestalt, die, als sie nahe an der über drei Meter hohen Felsnadel vorbeikam, fast dieselbe Größe zu haben schien! Sein Bruder sah nichts."

Syd Scroggie sah 1942 auf dem Shelter Stone auf dem Ben Macdhui eine große menschliche Gestalt aus der Dunkelheit auftauchen. Sie bewegte sich den Loch (See) Etchachan entlang, ging mit langen und lockeren Schritten weiter und verschwand auf der anderen Seite des Sees wieder in der Dämmerung. Scroggie prüfte den Boden, über den die Gestalt gelaufen war, rief, bekam aber keine Antwort außer dem Echo seiner eigenen Stimme. In der einfallenden Dunkelheit ging er, voller Angst, zurück.

Du bist nicht allein – Geisterfotografie von Magda Donahue (College for Psychic Studies, London)

Eine Anwesenheit spüren

Der Amerikaners Greg Child legte von einer unsichtbaren Gegenwart Zeugnis ab. Er hat mit vielen anderen Bergsteigern gesprochen, die Ähnliches verspürten und schildert: „Aber jene, die der ‚anderen Gegenwart' begegnet sind, beschreiben es in ernstem Ton. Sie sprechen nicht von einer imaginären Gegenwart, sie sprechen von einem Wesen aus Fleisch und Blut." Child selbst absolvierte 1983 seine zweite Himalaya-Expedition, die ihn mit seinem Begleiter Peter Thexton auf den Broad Peak führte. Sie hatten wegen seiner ersten Halluzinationen und Kopfschmerzen auf den Gipfel verzichtet und noch zweitausend Höhenmeter zum Zelt vor sich. Thexton sieht nichts mehr und kann um Mitternacht nur noch kriechen. „Vorher, in Gipfelnähe, hatte ich ein ungewöhnliches Gefühl der Loslösung von mir selbst gehabt, als ob ich außerhalb meines Körpers wäre und ihm zusähe", schreibt Child. „Aber da war auch eine starke Empfindung, daß jemand über meine Schulter schaute. Weiter unten spürte ich, während ich mich durch blindmachenden Nebel und Dunkelheit kämpfte, daß jemand voranging."

In seinem Tagebuch habe er hinterher vermerkt: „Ich drehte mich immer wieder um und erwartete, jemanden zu sehen.“ Er sei zuversichtlich gewesen, daß Peter und er zum Zelt geführt werden würden. Um zwei Uhr morgens erreichten sie ihr Ziel, diese „Nadel im Heuhaufen“. Doch Thexton starb bei Tagesanbruch. Seither habe Child mit vielen Bergsteigern gesprochen, und die Zeugen sprachen von diesem erwähnten „Wesen aus Fleisch und Blut“.

Hermann Buhl, der Erstbesteiger des Nanga Parbat, sagte von seinem unsichtbaren Begleiter, daß er ihm „so vertraut ist“. „In diesen Stunden höchster Anspannung erfaßt mich ein eigenartiges Gefühl. Ich bin nicht mehr allein! – Da ist ein Gefährte, der mich behütet, bewacht, sichert … jeder Meter muß vorsichtig abgeklettert werden … Ich steige wieder zurück, will wieder meine Handschuhe anziehen. Sie sind fort. Erschreckt frage ich den rätselhaften Begleiter: ‚Hast du meine Handschuhe gesehen?‘ – ‚Die hast du doch verloren.‘ Deutlich höre ich die Antwort. … Und während des ganzen Ganges begleitet mich der Gefährte, den ich nie sehe und der doch so vertraut ist.“

Dann gibt es die klassische Geschichte von dem langen Marsch des britischen Eroberers und Marinekapitän Ernest Shackleton aus dem Jahre 1915. Sein Schiff, die „Endurance“, war vom Packeis zerdrückt worden, und die Mannschaft würde nur überleben, wenn Shackleton und zwei Expeditionsmitglieder die Walfangstation über unbekannte Berge und Gletscher erreichten. Die drei marschierten 36 Stunden ohne Pause. Nach der glücklichen Ankunft soll Worsley seinem Expeditionsleiter gesagt haben: „Chef, ich hatte das komische Gefühl, daß ein anderer bei uns dabei war.“ Auch Shackleton und Crean, der Dritte, gaben zu, daß sie das unbezwingliche Gefühl eines „vierten Mannes“ gehabt hätten. Diese kollektive Halluzination, die äußerst selten auftritt, inspirierte Thomas Stearns Eliot in seinem Gedicht „The Waste Land“ zu der Stelle „Who is the third who walks always beside you? …“ Shackleton soll ungern davon berichtet und es als religiöse Erfahrung genommen haben.

Es ist nur allzu verständlich, daß man mit einer „Anwesenheit“ zu sprechen beginnt. Der 1987 verstorbene Bergsteiger Herbert Tichy hat den Begriff „Phantom-Gefährten“ dafür gefunden. Ein solcher soll Doug Scott und Nick Estcourt auf deren Expedition 1975 auf den Mount Everest begleitet haben: „Scott erklärte, er habe das Gefühl gehabt, als sie die sehr gefährliche Flanke von überhängenden Eiswächten angingen, von einer anderen Person begleitet zu werden, die sie mit einer Art geistigen Sprache leitete und sie vor den Wächten etc., die gefährlich waren, warnte. Er schreibt: ‚Zwanglos plauderte ich mit ihr auf geistiger Ebene … es schien, als dehnte sich mein Bewußtsein über meinen Schädel hinaus aus. Im Biwak auf einer Höhe von 8750 Metern bei unserem Abstieg spürte ich auch diese Gegenwart – es war genau das gleiche, ich antwortete ihr, sie mir. Damals schien es ziemlich vernünftig … heute allerdings ein wenig sonderbar.‘“

Außerhalb des Körpers sein, außer sich … Bei Halluzinationen verkleiden sich Bilder aus dem Inneren als Wahrnehmungen „draußen“, in den Sekunden nach einem Absturz oder einem Unfall, in der Nähe des Todes, wird alles durcheinandergewirbelt, und selbst der Sportler, der in Trance dahingleitet oder mit anderen in der Mannschaft zu einem Körper wird, erringt erst durch das Außer-Sich-Sein Schönheit, Glanz, Magie. Der Mensch vermittelt ständig zwischen Innen und Außen, und nicht nur in extremen Erfahrungen, sondern Tag für Tag.

Außer sich sein – das ist nicht nur Ausrasten oder Rot Sehen. Wer außer sich sei, der sei erst richtig in sich drin, hat Robert Musil geschrieben; denn er agiert schäumend aus, was in ihm steckt. Halluzinationen, außerkörperliche Erfahrungen, die letzte Phase vor dem zu befürchtenden Tod und magische Erfahrungen mit dem Körper beim Sport, die zu Schönheit und Glücksgefühlen führen – all diese extremen Erfahrungen werden in dieser sorgfältig komponierten Sammlung beleuchtet und mit Präzision und Verve, aber auch mit einem Schuss Poesie in den Rahmen des Lebens gestellt. Der Streifzug durch Grenzerfahrungen mit philosophischen Abschweifungen ist Lesestoff par excellence, und der Autor wagt sich schließlich auch vorsichtig an das letzte „Draußen“, den Tod.

9 783937 210490

Hochschulschriften
ISBN 3-937210-49-0

ziel